

WALTER RHEINER

KLEINE PROSA

DIE ERNIEDRIGUNG

NOCTURNE

KABARETT

MIRAMÉE

DREI FRAGMENTE AUS EINER KRIEGSNOVELLE

DER TOD DES SCHWÄRMERS GAUTIER FÉMIN

Walter Rheiner

Kleine Prosa

Erzählungen

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Die Erniedrigung – Ein Totentanz

I

Wer ist mehr berufen, die Mächte über sich zu fühlen, als der Dichter? Wer mehr berufen, alle Schauerlichkeit ihrer hallenden Grotten auszutrinken, als er, der Berufene kat' exochän, der Bejager, der ewig Kämpfende am Ölberge, der da spricht: »Ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn; so geschehe dein Wille! . . .« Er lebt auf allen Inseln; er stürzt in jede Stadt; erfrorner Sperling, schwebt auf jeden Park hernieder; und jede Nacht ist ihm feindlich! – Nur wer dienet, mag befehlen!

. . . So dient er, der Prinz, und über Nacht und Finsternis wird er König, triumphaler Rufer und Herrscher des Lichts. – So fiel er in (trostlose) Wüste orientalischen Giftes: er, der Berufene, Tobias Sternraffer, der Dichter. –

Ein Uhr durch! . . . Voll Grauen schritt er über die Schiffsbrücke.

Die Pontons ächzten, quatschige Wasser-Tiere, unter seinem eiligen Schritt. Der Dom, ein aufgeschreckter Riesen-Hase, floh mit langen Ohren in trübe Ferne. Ein

Dampfer hastete verloren, mit plätschernden Rädern, in die Finsternis. Licht-Blut einer Fabrik am Ufer pulste durch Stangen-Geripp und schmierige Fenster-Augen. Seine Hand in der Ulstertasche umschmeichelte die Medizinflasche. Ein tiefes Grauen vorn im Hirn, an der Peripherie des Schädels, im Auge, im Nacken; und ein makabrer Drang, ein unergründliches, unbegreifliches, unwiderstehliches Sehnen nach dem Gift im Rückgrat: – so saß er, verkrochen, in der Trambahn.

Nicht konnte er es erwarten, nach Hause zu kommen.

Mutter und Schwester schliefen schon. Aber die Katze leuchtete in seinem Zimmer. Er entzündete das Gas und legte auf dem Bett-Stuhl Flasche, Spritze, Watte, Tuch und Kerze zurecht. Kaum den Überrock abgeworfen, gab er sich zwei starke Spritzen (Sol. hydro.

Cocaine へ,へむ) in den Oberarm. Seine Füße hoben sich vom Boden, das Haar schäumte, er schwebte an der Zimmerdecke und trank den Glanz des Gaslichts. Eifrigst entkleidete er sich.

Noch war er nicht zu Bett, so fühlte er schon das dunkle Tuch von oben auf sich herniederschweben, das ihn fest einwickelte, Mund, Nase, Ohr und Lunge dick verhüllend und ihn in eine Ecke drückte. Dort schrumpfte er ganz klein zusammen. Die Augen rissen sich auf; die Pupillen weiteten sich zu zwei unabsehbaren schwarzen Schächten . . . Ah!, den Druck vom Körper fort! – Hastig nahm er zwei weitere Spritzen. Sofort ward ihm wohler

und unendlich ruhig. Die Augen schlossen sich. Doch dann gingen sie wieder wie zwei dunkle Monde auf: weit! weit!

. . . Die Hand zitterte ein wenig. Er floh ins Bett. – Die Möbel begannen zu flüstern, und die Fenster-Vorhänge machten eine leise Musik. Das Zimmer schwankte, ein langsam sinkendes Schiff.

Halt! man könnte ihn beobachten! . . . Er verhüllte sorgfältig die Fenster, schloß die Zimmertür ab und hing seinen Hut an die Klinke. – Doch die Photographien auf der Kommode konnten den geheimen Beobachtern vielleicht als Spiegel dienen! Er legte sie platt nieder, nahm selbst einen Spiegel zur Hand und belauerte angestrengtest die Vorgänge in dem Teil des Zimmers, dem er den Rücken zuwenden mußte.

Die Angst wuchs . . . Die Tapeten belebten sich mit Augen, die langsam auf und nieder kreisten und streng blickten. Er schreckte auf und sah sich um. Doch sofort warf er den Körper wieder zurück, denn unter dem Sofa bewegte sich etwas . . . Sollte es seine Schwester sein, die der schlafenden Mutter Lichtsignale gab über seinen Zustand und die Anzahl der Spritzen? . . . Er sprang auf, suchte unter dem Sofa, nahm eine neue Spritze, lachte (es war die Katze), löschte das Gaslicht und legte sich von neuem zu Bett.

Mit großen Augen lag er da. Die Katze schlich leise im Zimmer umher. – Neue Angst erfaßte ihn. Er hörte

deutlich Stimmen, die Stimmen seiner Mutter und seiner Schwester. Schnell nahm er eine Spritze. Nun schwieg es ein wenig. Doch plötzlich klingelte es (mitten in der Nacht!), die Tür ging, jemand trat nebenan ins Zimmer. In seinem Handspiegel konnte Tobias nun auf irgend eine Weise (über die er nicht weiter nachdachte) das Zimmer nebenan sehen. – Dort brannte Licht. Mutter und Schwester saßen, im Nachtgewand, am Tisch; der Hereingetretene war Dr. Pagenstecher, der Apotheker, von dem er das Kokain bezog. Er hatte den Hut in der Hand und den Überzieher an und schüttelte langsam und mitleidig den Kopf. Die Mutter weinte. Jetzt hörte Tobias ganz deutlich die Schwester sprechen: »Ist das nicht fürchterlich mit Tobias? . . . Wie er die Augen aufreißt! Man sollte einen Arzt holen! Er wird wahnsinnig!« Der Apotheker nickte traurig.

Die Mutter schluchzte: »Ja, Herr Pagenstecher, holen Sie den Arzt!«

Der Apotheker wandte sich und ging. Die Mutter hatte, in tiefem Gram, den Kopf in die Hände auf den Tisch gelegt.

II

O Gott! der Arzt! . . . – Tobias fuhr auf und versuchte mit fieberhaften Händen die Kerze zu entzünden. Erst das

sechste Streichholz fing Feuer. Er nahm eine Spritze. Inzwischen drang der Tag, grau und langsam, schleichend, durch das vermummte Fenster. Tobias, über die Katze stolpernd, die aufrecht saß, in beiden Vorderpfoten kleine Spiegel hielt und Lichtsignale gab, schloß, erst leise, dann mit einem Ruck, seine Zimmertür auf und glotzte bohrend in den Korridor hinein. Im Hintergrund stand dort eine alte Truhe, und Tobias sah auf ihr deutlich die Gestalt seiner Mutter sitzen, die das kummerzerfressene Antlitz zu verbergen trachtete und heimlich nach ihm schaute. Die Schwester, Ly, hatte sich hinter den Kleidern am Garderobenständer verborgen und schnalzte mißbilligend mit der Zunge. Tobias starrte lange hin. Schließlich sagte er stockend (und die Stimme klebte ihm schlaff und fetzenweise am Gaumen) in den Flur hinaus: »Mutter! . . . laß das doch! . . . Ich seh dich ja! . . .

Ich habe nur eine einzige Spritze genommen!« Das Blut stieg ihm kalt zu Kopfe vor dieser Lüge, aber er hielt sie für notwendig, um die Mutter zu beruhigen, der große Tränen aus den Augen flossen.

Sie regte sich nicht. »Na, ich . . . ich . . . ich sehs ja doch! . . .« sagte Tobias. Wie er sich umwandte, sah er die Schwester ins Zimmer huschen, wie sie gerade hinter der Gardine am Fenster verschwand.

Er schloß wieder ab.

Zagend schlich er auf die Gardine zu; aber noch ehe er

sie erreicht hatte, war Ly durch das geschlossene Fenster hinausgesprungen. Er sah nach, ob sie sich vielleicht noch am Fensterbrett festhalte. Aber sie lag zerschmettert unten auf der Straße und bewegte den qualvollen Leib.

Menschen sammelten sich langsam an. – Tobias zitterte an allen Gliedern. Er setzte sich aufs Bett und gab sich zwei Injektionen hintereinander. Bei der zweiten hatte er die Nadel zu tief eingestochen; flink quoll ein dünnes, hellrotes Rinnsal, kroch vom Oberarm bis zum Handgelenk, tropfte auf den Schenkel und lief das Bein entlang bis zur Fußsohle. Es sah aus wie Eisenbahnlinien auf einer Landkarte. Die Watte tränkte sich rot, so oft Tobias das Blut zu stillen versuchte. Höhnisches Gerinn! Schließlich schien ihm, als ob er aus tausend Stichen und aus allen Körperöffnungen blute. Todesangst packte ihn. Er ließ den Strömen ihren Lauf. Jetzt ward es heller Tag. Eine gläserne Sonne sandte kalte Blendstrahlen auf die umliegenden hohen fünfstöckigen Häuser; die riesigen Dächer schienen zu flattern, und auf die Straße fielen die Sonnenstrahlen wie Millionen Nadeln. Tobias schleppte sich ans Fenster, um nach der Schwester zu sehen. – Auf der Straße war es schwarz von Menschen, einer stoßenden, drängenden Menge, die schweigend und starr zu Tobias hinaufblickte, mit schadenfrohen und bösen Gesichtern.

Tobias suchte krampfhaft auf dem Fußboden herum. Was suchte er doch? . . . Nadeln, die Schwester, oder

einen Teil des anmutigen, zerschmetterten Körperchens? Seine Hände und Knie waren voll Schmutz, denn die müde Mutter reinigte längst nicht mehr Tobias' Zimmer. Unzählige Streichhölzer, Watte, Kerzen- und Blutstropfen lagen herum. Tobias nahm alles in die Finger, nestelte daran und betrachtete es genauest. Er hatte Angst, alle diese Gegenstände könnten die Schwester sein, und er sähe nur so falsch . . . Er kam wieder dem Fenster nahe. Drunten staute sich die Menge, blickte aufmerksam herauf und befragte sich gegenseitig, murmelnd. Aber auch auf den Dächern der gegenüberliegenden Häuser, in allen Fenstern, auf allen Balkonen wimmelte es von Leuten, Männern und Frauen, zum Teil mit Fernrohren und Operngläsern, alle aber einzig seinethalben aufgestellt und ihm zuschauend. Mutter und Schwester, im Nachtkleid, frierend, waren darunter. Iris, die Katze, spazierte hämisch, mit ironischen Pfoten, über die tausend Köpfe hin. Dr. Pagenstecher, der Apotheker, stand auf dem mittleren Balkon und erklärte, mit den Armen deutend, einer Schar Polizisten Tobias Sternraffers schlimmen Fall. Die hörten zu; Helme und Gummiknüppel nickten. Tobias verstand zwar kein Wort, doch war es keine Frage, daß man über ihn sprach, über ihn!

Jetzt wandten sich plötzlich alle Polizisten um und schauten scharf nach Tobias; einer trat vor (die Menschenmenge rauschte, ein Meer) und (es war der

Polizeihauptmann in glitzernder Uniform) schrie herüber:
»He! Sie! Sie da! Zum Donnerwetter! Lassen Sie das
jetzt sein!

Schämen Sie sich nicht!? Sie Tier!!« Beifall,
Händeklatschen bei dem Volk unten. Immer neue kamen
aus nahen Straßenzügen, die Balkone füllten sich mehr
und mehr und ein tosendes, langhinhallendes Geschrei
hub an: »He! Sie da! He! Herr Sternraffer! Herr
Sternraffer! . . . Schluß! Schluß! Aufhören! He! Herr
Sternraffer!« Einige sprangen von den Balkonen herunter
und kletterten eilig an der Fassade des Hauses empor, auf
Tobias' Zimmerfenster zu.

Der lallte, in Schweiß gebadet:

»Nun . . . nun . . . Aber . . . aber . . . das Haus . . . bricht
ja . . .«

Ja, es brach. – Zuerst wankte der hohe Schrank,
satanisch grinsend. Das Bett knickte bäuchlings ein. Ein
Tosen schwoll, ein Gedröhn!; violette Sonnen tanzten.
Schrank und Möbel neigten sich langsam und weit vor!
Tobias versuchte zu schreien; der Laut blieb ihm stecken.
Im Stürzen sah er noch, wie drüben alle Balkone
abbröckelten und mit den Zuschauern pfeifend in die
Tiefe fuhren

. . . Im Ozean von Getöse und Licht versank alles . . .

III – Requiem

Der Apotheker aber (. . . seht ihrs denn nicht? . . .) ist
CHRISTUS

JESUS, der über den zerfallenen Häusern und über den
verfallenen Menschen sitzt und mitleidig den Kopf
schüttelt. Er hat den Hut in der Hand und wird den Arzt
holen. Aus seiner Ulstertasche zieht er eine große Mond-
Harfe. Er weint, und wie die Tränen auf die Saiten fallen,
erklingt es leise: Du Menschensohn! Nicht spendet der
Himmel Blick und gutes Wort zu tödlichem Jammertanz.

Ein Marter-Regen, dumpfe Tränen, kränzen (o
Bitternis!) eure Häupter. Ihr arm Gebein! Verkrochen in
Not und Tod, entzündet Gott des mühsamen Hirnes
Schrein . . . Du Mensch bist groß! und Dornen-Krone
trägst du, und Kreuzigung tausendfache! . . .

. . . Und Tobias Sternraffer, der ihn sieht, Tobias,
zerweinten Körpers der Mutter armes Haupt im Schoß,
schreit! schreit!: *seid gut! seid gut!!*

Nocturne (Köln)

Ich komme am Dom vorbei. Der steht da: unersättlich,
mit der großen in die Nacht hineingreifenden Gebärde . . .

Kleine weiche Kokotten stehen im Schatten der Häuser
und haben jenes mir ach so bekannte Zucken um den
Mund, wenn ein großer gedunsener Mann auf sie zutappt
und mit breiten Froschfingern ihre kleine Brust betastet.

Und ich stehe auf dem Bahnhof.

Da liegt der braune Zug in den Gleisen, der nachts
seine Not von London über Ostende, Berlin und
Warschau nach Moskau heult, atmend wie ein gepeinigtes
Tier.

Und ich weiß: –

Um diese Zeit sinken schwere Wolken von Schnee tief
in die kanadischen Wälder;

um diese Zeit wälzt sich ein kranker, müder Krake auf
dem Meeresgrund dem Tode zu;

um diese Zeit bröckelt wieder eine zermorschte
Landschaft von dem greisen Monde ab. –

Und ich weiß: –

Ich empfinde das alles: das tiefe Elend, in dem ich
liege, das helle Glück, zu dem ich fliege in anderen

Stunden; in mir ist die Angst des Bibers; der Hunger des Känguruhs, das unter südlichen Sternen einsam auf flüsternden Steppen springt; meine Seele ist ein Zwinger voll wilder Tiere, voll lauernder, boshafter Affen und nagender Hyänen;

und ich bin machtlos, arm; ich falle vor ihr nieder wie ein nackter Wilder, der im heißen Dunst und Dunkel brütender Sümpfe

die Kugelblitze um den Kilima-Ndscharo rollen hört; – und doch weine ich und lache und singe mit zersprungenen Lippen; und mein Herz glüht wie eine Perle, und meine Augen sind Diamanten: –

Meine Welt! Meine tanzende, große Welt!

Kabarett

Das Kabarett hat einen riesenhaften Namen. Wie ein Berliner Warenhaus oder ein New-Yorker Wolkenkratzer. Auch der Duft der Pariser Untergrundbahn ist mir da, wenn ich ihn höre:

»Metropol-Bierpalast«. Darum ging ich hin, mit ihr, der Sehr-Schönen, Sehr-Lieben. Da es noch früh war, bekamen wir den wunderschönsten Platz und waren glücklich. Die Musiker lagen vereinzelt, unvollzählig auf dem Podium herum wie Wachsfiguren; sie waren noch nicht in Betrieb gesetzt. Plötzlich verdunkelte mir der Bauch des Oberkellners alle Aussicht, so daß ich in Schrecken und Aufregung geriet und nach einem Schutzmann spähte; denn ich hielt das für nicht erlaubt. Der aber stand unbekümmert streng an einer Türe; wußte, daß sein Dasein so mächtig war, daß er auch hätte abwesend sein können und wäre doch Herr geblieben im Sturm der Antlitze, Gläser und Lichter. Oft schwebten Wesen vorbei in weiten weißen oder zart hellfarbenen Blusen, die sich wie Segel im Winde blähten. Ich hielt sie für himmlische Fledermäuse, und ihre Augen schauten sehr klug aus dem Schmelz der Haare hervor. Das ganze Innere des Kabarettts war japanisch ausgestaffiert und hieß

⑨Eine Nacht im Reich des Mikado⑩. An die Wände waren große Bilder mit japanischen Männern und Frauen gespannt, die dasaßen oder -standen und sich ansahen, als wollten sie in der nächsten Minute unzüchtige Handlungen begehen. In der Nähe des Ausgangs taten sie es auch wirklich, aber das bemerkte ich erst beim Fortgehen. Die Decke war eine Wolke von Papierlaternen und Lampions. Einige drehten sich fortwährend um sich selbst, wie von einem Uhrwerk getrieben. Später schrieb ich jede süße Folge der Orchestermusik *ihrer* Bewegung zu und war so den ganzen Abend über aufrichtig dankbar gegen diese Papierlampen, zu denen man emporblicken konnte wie zu Göttern. Wir tranken Bier. Das leise Vorübergleiten der weißen Fledermäuse dauerte an. Auf einmal barst das Orchester in einem brillanten Akkord. Der Dirigent, im lila Frack, schwamm gewaltig oben auf. Die Kontrabässe der Zweiten Ungarischen Rhapsodie zogen mächtige Furchen in die Menschenmenge. Am Nebentisch wurde Wein getrunken; es klirrte Geld, und man stieß mit den Gläsern an, während oben im Orchester Frisca mit ihrem Tanzen den armen Lasso verrückt machte. Ich war sehr froh, als es dann endlich zum Koitus kam: *tempo giusto*, ratatáh dadatatáh. . .

Dann war eine kleine Pause, während der das Gespräch der Besucher wie ein Mückenschwarm an der japanischen Decke hing. Die Musiker räumten überraschend schnell das Podium und verzogen sich ganz

in seinen Hintergrund. Der schneeweiße Scheinwerfer blitzte auf und bespie sie mit unerbittlicher Beleuchtung. Ich schloß sanft die Augen, um abzuwarten, bis das Licht Kraft genug gesammelt haben würde, eine Person auf die Bühne zu materialisieren. Als ich wieder auf sah, stand dort ein Mädchen im kurzen Kinderkleidchen, das den Eindruck einer Zehnjährigen erwecken sollte, und schrie mit Rohfleischstimme ein Lied über die Schlamperei in Wien. Jedes Wort war ein Spucknapf, jede Geste gewerbsmäßige Unzucht. Sie verschwand schnell, denn ich entzog ihr meine Projektionsfläche.

Als ich mich zurücksetzen wollte, tauchte ich unvermutet mit den Blicken in das Décolletée einer Dame, die nahebei saß. Dort blieb ich liegen bis zur nächsten Nummer.

Das war eine gigantische Negerin mit ungeheurem, gepanzertem Brustkorb. Sie wuchs auf die Bühne wie ein Turm. Der Kapellmeister glitzerte mit seinen Brillanten und schillerte mit dem Frack. Sie hatte ein feuerrotes Schleppkleid an, und ihre Augen waren Büsche im Urwald. Sie sang mit strahlendem Gebiß und majestätischem Blick ein englisches Lied, während ihr Kinn bulldogghaft hin- und herschwappte. Sie trat als Stimmphänomen auf; ihre Stimme war wie geschmolzener Stahl im Hochofenausfluß; bei den piano-Stellen kreiste sie über uns wie ein tropischer Sternenhimmel. Sie bekam viel Applaus; selbst meine

Kleine war erschüttert und klatschte. Dann sang sie ein amerikanisches Tanzlied, tanzte aber nicht beim Refrain, sondern deutete im synkopierten Zucken der Unterarme und Knöchel den Tanz nur an, der vielleicht alle Saloons der *Bowery* bewegt. Mein Herz hüpfte mit.

Dann war sie fort. Ich sah sie durch die Menge schreiten, beifallumplätschert. Sie entfernte sich, und ihr Kleid, feuerrot und immer dunkler werdend, schleppte nach. Und plötzlich kam mir ein dämmerndes Gefühl, Ahnung von Abschied, und Gesichter tauchten mir auf, die lange in meiner Seele gelegen hatten. Ich klammerte mich innerlich an die Frau neben mir, die ich liebte, und wollte einen Augenblick lang fort. Doch schon gab die Musik eine Einlage.

Es war sehr lustig. Der Kapellmeister ulkte mit dem Taktstock, und das Publikum amüsierte sich sehr. In mir war ein Wirbel. Ich war ganz nahe bei der Frau neben mir, die ich liebte. Sie redete, ich hörte zu. Manchmal sprach auch ich, doch fiel mir nie ein, das zu sagen, was eigentlich in mir war. Eine neue Reihe der weißen Engel floß still vorbei; sie gingen in die Bar. Ich war weit fort, die Zeit verfloß wohl. Als ich einmal auf das Podium sah, erblickte ich einen drolligen Neger mit einer Baßklarinette. Auf der grölte er: »*Mariette, ma midinette*« . . . Seine Partnerin verbot ihm das, er tat es aber immer wieder. Sie stellte ein *American girl* vor und hatte sehr wenig an. Ihre starken und festen Brüste, über

die sich das Kleid straffte, wälzten sich mir um den Kopf. Ich dachte, das Kleid würde zerreißen, aber das geschah nicht.

Ein Humorist kam, sang, erzählte, machte Kapriolen. Wir lachten beide sehr. Dann gingen wir. Unter der Tür schillerte der Kapellmeister noch einmal gewaltig auf; aber die japanischen Bilder, die schon zu großer Unzucht übergegangen waren, ließen uns links liegen. Die Lampions tanzten, die Musik schrie, die Blusen leuchteten. – Was blieb, war das Gesicht der Garderobefrau, arm, fern, nüchtern und eindringlich. *War sie es, die ich dann später in den Armen hielt, in der heißen, uferlosen Nacht?*

Miramée

(Paris)

Das Verhängnis hub an in einer gläsernen Sommernacht auf dem Boulevard Poissonnière. Eine Dame sank um im Lichtkreis einer Laterne; ich fing sie in meinen Armen auf. Es war Miramée. Ihr Kopf lag an meiner Schulter. Das Antlitz tauchte, einer Insel gleich, traumhaft und weich aus dem Äther ihres Haars. Eine seltsame Schönheit ruhte in ihm, als sie einen Augenblick lang die Augen öffnete und sie langsam wieder schloß. Es war, als sei der lange Boulevard feierlich mit diesem Blick in sie eingeflossen und hinter ihren seufzenden Lippen vergangen. Sie schmiegte den Kopf tiefer zu mir, ihre Hände umklammerten sanft meinen Arm, und sie erholte sich ein wenig. »Es geht Ihnen nicht gut, Madame«, sagte ich leise. Sie flüsterte: »Ach, ich hab zu viel gelitten!«

Ich rief einen Wagen an. Als ich beim Einsteigen half und ihre Schwere einen Augenblick lang trug, fühlte ich, wie eine große gemeinsame Welle durch uns beide schwebte und sich im Fluß der Bäume und Laternen verlor.

Der Boulevard schien sehr schmal und malte hektische Bilder an die fließenden Fenster unseres Autos. Miramée

lag groß in den Polstern. Manchmal warf ein Fenster, einem Scheinwerfer gleich, eine Kaskade von Licht auf ihren Schoß. Ihr blauseidenes Kleid glänzte auf. Unendlich hing ihr Blick an mir. Dann kam ein Augenblick, währenddessen ich deutlich begriff, daß ich sie früher schon einmal gesehen, gehalten, geliebt – geliebt haben mußte.

Wo sahn wir uns schon?

Miramée, in der Nacht trafen wir uns quer durch den schlimmen Schlaf der Weltstadt und durch die Nebel der Menschen, die des Nachts aufglimmen und durch die Straßen schreien ohne Stimme. *Schon verstricken uns gnadenlose Fäden.* Unsre Hände falten sich, und süß ist es, im Meer sich aufzulösen und durch die sieben Morgenröten zu hallen ohne Grenzen!

Dann waren wir in einem großen Hotel dicht bei der Madeleine, schattenhaft in einem gelben Zimmer. Ein Bett wuchs schwarz, war ein dröhnender Sarg. Der elektrische Kronleuchter, ein böses rotes Geschwür, neigte sich schwer darüber. Sie erzählte mir ihr ganzes Leben, das makabre Wüten ihres Schicksals, mit einer verlorenen Stimme, die die Wände entlang schluchzte.

Soll ich das Lied singen, das zu mir kam, dieses Lied, das sich um den Eiffelturm spannt und wirbelt in einem unsäglichen *vivace furioso*? . . . das kreiße und Welten aufwarf von schluchzenden Dimensionen? – Apachen von Montmartre, Studenten des Quartier Latin,

Amerikaner auf gewaltigen Schiffen und in schreienden Häusern, die des Abends Tausende von Menschen und Wasserfälle von Licht speien, erglühende Abende im Wald von Compiègne, fürchterliche Nächte in schmierigen und drohenden Hotels an den großen Boulevards, das Gleiten der Seine unter der Qual ihrer grauen Brücken, eine tiefe Liebe voll Angst und Not, steinerne Ärzte mit sachlichen Feststellungen, die feindseligen Betten der Salpêtrière, und, durch dies alles hindurch, im Hunger geträumt, die bestürzende Silhouette des schlanksten aller Türme über Paris im unbegreiflichen Glanz des Morgenhimmels: Silber und Blei, schimmernd und dumpf . . .

Ich lauschte, lauschte, und leise bildete sich in mir ihr kleines, unwirkliches Profil, wie es oft gewesen sein mußte auf der schwebenden Höhe in den weiten Falten der Sacré-Cœur-Kirche nach der Beichte. Miramée stieg hinab auf Paris, rein und golden ihr Schritt, eine süße Cirruswolke, die zu uns Menschen kam und verging, verging in Rauch und Schlamm. Lang blieb ich noch entrückt und jenseits. Dann grinste sich das Hier wieder in mich ein. Ihr Leib lag bloß und weiß im Bett, *das mir wie ein endloses Meer schien, hallend und urhaft*. Eine bleiche Sonne quoll durch die Gardinen hüstelnd über die Dächer des Madeleine-Viertels herein. Koste ihre rechte Brust. Die linke lag böse zerfressen und geschwürig, braun und voll tückischen Lebens.

Ihr armer Leib war eine Grotte von faulenden Massen, mühsam verklebt und verbunden. Das rechte Bein, schwarz von sich abschälender Haut, ragte wie ein verbrannter Pfahl in die Luft. Und all diese Stellen, auf die sich die furchtbare Krankheit gestürzt hatte, schillerten von einem gespenstischen Leben. Fast schien die Verwesung schon beginnen zu wollen, und je mehr sie fortschritt, um so mehr schien es mir, als ob ein neues Wesen da entstände, aus ihren Augenhöhlen kicherte und in den Zähnen hinter den toten, hochgezogenen Lippen lebte.

Eine sinnlose Angst faßte mich. Die Glocken begannen zu läuten, lange schleiften ihre wilden Töne über mich hin. Waren es nicht schwere Silben, die sie lallten, langsam und groß: »MI-RA-MÉE, MI-RA-MÉE«? – Paris stand auf und brüllte mich an. Ich stürzte wie wahnsinnig aus dem Hotel, Straßenkämpfe schienen mir zu toben, *die Untergrundbahnen brachen herauf und kamen empor, ein Bahnhof schwebte in der Luft.*

Ich rannte, ohne Hut, ohne Besinnung.

In einer Vorstadt hielt ich an, erschöpft auf einer Bank. Dann verließ mich das Bewußtsein. Als ich aufwachte, hatte man mich in eine nahe Schenke gebracht. Dort reichte man mir Schnaps. Die Pariser Arbeiter umstanden mich in ihren blauen Blusen und diskutierten eifrig. Draußen, auf dem Boulevard Ornano, zitterte die Sonne, Spatzen piepsten, und vom Hof her kam das leise Singen

eines kleinen unbewußten Dienstmädchens:

»C'est une belle gosse,
mais une sale rosse,
on ne devrait jamais l'approcher.
O quelle torture
que l'on endure,
quand on a le malheur de l'aimer!«

Ich aber ging, weiße Rosen in der Hand, langsam und leicht den Boulevard Ornano entlang, aus Paris hinaus, in die uferlosen Felder.

Drei Fragmente aus einer Kriegsnovelle

I

Am Abend brodelten ihre Köpfe, irre Kugeln, in der Dorfschenke.

Der Regen peitschte an die schmalen Fensterscheiben. Oft klang es wie fernes Hufgetrappel einer großen Reiterschar, die ununterbrochen das Dorf umritt, einzelne Scharen vorwarf, andere zurückzog. Der Geruch des Regens drang durch die Holzwände und durchtränkte die Dunst-Schwaden der Zigaretten und des Tabaks, die über die wirren Angesichter wanderten. Zwei trübe Lampen quollen und kreisten langsam an der Decke, die bald nahe schien, bald fern. Ein langsamer Rhythmus bewegte die Glieder der Soldaten, die puppenhaft, abgestorben auf den Tischen und Bänken umherlagen und lang über den Boden schlurften. In der Ecke ein schlechtes Klavier, eine falsche Geige, deren Töne wie Drähte durchs Zimmer schwirren, in zackigen Takten. Des Geigers stieres Auge blinkte über der Violine; er grinste teuflisch, wenn er sah, wie die Töne die enggedrängte Schar maskenhaft

bewegten. Köpfe und Schultern wogten hin und her, taumelnd. Nicht erkannte einer den andern. »Kamerad«, »Bier«, »Gib Feuer«, »Die Russen«, »Bauchschuß«, schrie es. Die Billardkugeln knallten. Einer hatte Streit, war zornig; sein Gesicht, blutrot, sah wie gespalten aus: ein Axthieb lief bis zur hochgezogenen Oberlippe. Olaf hockte eng in einer Ecke. Verfaultes zersetzte sich in ihm, eine fahle Flamme schwelte in seinem Innern. Ein Walzer taumelte aus der Musik-Ecke auf.

(»*Les baisers sont flétris*«, singt es in Olaf mit.) Ein Akrobat tanzte ihn auf den Händen. Berlin war weit, die große glühende Spinne.

Es rollte davon, weit weg, überschlug sich, zog alle Städte an seinen Fäden nach. Der Wind stürmte ums Haus, die Musik, das Gespräch knarrte. Alle Gesichter waren blank, teigig aufgegangen. *Man wußte: draußen wimmeln die Mil ionen.* Die große Schlange im Osten und Westen windet sich unaufhörlich. Sie dreht sich um sich selbst, speit Gift. Ein Hochwald von Kanonen starrt in die Wolken. Breite Flüsse von Blut fließen ins Meer; Leicheninseln zerfallen. Hier aber hocken neue Massen Fleisch. Weiß und kalt ist der Qualm des Tabaks. Ermattung senkt sich. Man schweigt, zwei, drei Sekunden, in denen süß und leise die Bilder geliebter Frauen aus den Augen treten, die sie innen schauten. Dann wieder Lärm. Erids Antlitz zitterte groß und deutlich an der Decke. Ein Dunststreif machte die

Bewegung ihrer Schulter. Olaf versank.

Man kroch ins feuchte Stroh. Einzelne Sterne kamen, dann wieder Regen. Nasse Mäuse über die heißen Lippen. Eine ferne Trompete, langsames Signal. Man stierte ins Dunkel. Schief endlich ein, im grauenden Morgen, fröstelnd.

II

Ein krachendes Gewölbe, schließt die Nacht ihren schwarzen Ring um die Heere. Feurige Bänder schlingen sich über den Scheiteln der Geduckten. Schnüren den Atem der Tausende fester. Große Garben von Heu- und Leichenduft wandern über die Fluren.

Versteckte kleine Feuer schwelen atemlos und ängstlich, von schmalen Antlitzen schattenhaft umstellt. Rauh lallen Befehle, schleichen sich an den Erdwänden der Schützengräben weiter.

Man flüstert, schweigt. Der Himmel aber tobt; Schollen treiben darin; er bröckelt, bricht. Stürzen nicht riesige schwarze Schalen herab, in denen, eingeschüchtert, kleine Sterne schwimmen? Das Feld vor den Gräben ist ein brodelnder heißer See. Erdwellen kochen, Hügel-Blasen platzen. Es wogt. Wie Geysire steigen die Granaten auf. Aus dem Bauch der Erde scheinen sie zu kommen.

Plötzlich schlagen die Granaten im regelmäßigen Rhythmus auf. Danse macabre! Schrapnells sprühen auseinander; alle Augen glotzen hinauf. Wozu plötzlich die Vision der Erinnerung: Feuerwerk in der Werkbundausststellung in Köln am Rhein. Feuergüsse von der Rheinbrücke. Glänzende Terrassen, Fontänen, blumige Frauen, Gold und die irisierenden, wollüstig den Atem verhaltenden Takte des *Tango argentino*? Ah! Huschen Wolken über das nächtliche Firmament? Fliehen zum Meer? Die Nacht brüllt. Sie birst. Die Nacht ist ein klirrender Metalldeckel, der sich über den Horizont geschoben hat. Nun splittert er, und die Sonne dahinter jubelt in rasendem Feuer. Versunkene Gesichter, lauernd über den Gewehrkolben gebeugt, grell vom Feuer bespien, ohne Ausdruck, maskenhaft. Das Blut zuckt durch den Körper. In einer Sekunde dreimal durch Auge, Herz, Beine, Hirn; es klopft. *Es will heraus.*

Da, eine irre Stimme, sich überschlagend, durch das Dickicht dieses Schweigens: »*Sturm auf! Marsch – marsch!*« Aus den Gräben flackern sie auf, diese verschütteten Flammengesichter; die Glieder zucken empor. Die Arme wirbeln wie Maschinenkolben. Olaf fühlt plötzlich den ganzen Mechanismus seines Körpers. Die Muskeln straffen sich, die Augen liegen fühlbar in den Höhlen; er fühlt die Haare wachsen, fühlt das Spiel der Sehnen in Armen, Beinen, Händen. Die Waffe ist in der Hand. Vorwärts. Die Raubtiere springen. Sie röhren.

Speichel fließt aus Mund, Rotz aus Nase, Wasser aus Augen, Poren, Penis. Und das Gehirn liegt auf einer Scheibe, ja, auf einer gläsernen Scheibe, die sich rasend dreht. Es spritzt aus, nach Nord, Süd, voran, rückwärts. Zentrifugalkraft. Der Körper tobt. Ja: Blut auch, *Blut muß auch spritzen!* Und: links liegt das Nordmeer, Ostsee, Weißes Meer; rechts Schwarzes Meer. Sie stehn auf, die Meere, haushoch. Sie brechen ein ins Land. Auf langen Taifunbeinen stelzen sie herein. Und der Himmel nähert sich. Er schüttert von riesigen dunklen Sonnen aus schwarzem Marmor.

Und die Wälder biegen sich. Die Sterne baumeln in ihren Ästen.

Und dort ist der Feind, die Russen. *Ah! Moskau, Glocken, Schnee!*

»Hunde! Freunde! Menschen! Tiere! *Wir Mörder! Ihr Mörder!*

Moskau! Berlin!« – »Prußki schtoi!« – »Schtoi, schtoi!« – »Hurrah, urra!« – »Heh!« – »Halt!« – »Aas!« Bajonett in den Wanst! Olaf stößt, rennt nieder, stößt, schießt mit dem Revolver. Ein Schlag gegen seine Schulter. Eine Granate zerreißt eine Gruppe Kameraden.

Einer fällt ihm in die Arme, sein Halsstumpf gurgelt ihm heißes Blut ins Gesicht. Rückgrat und Hirn wird eisig, starr. Der Lärm klingt dick und fern. Ah! Das Meer glättet sich! Er sinkt um.

III

Tausend Fahnen stürmen in seiner Seele. Die Trikolore flammt ihm aus den Augen. »Ah! Midinette, ich werde dich niederreiten!«

Auf dem Treppenflur huschen, staubig glitzernd im Dämmer, die Gespenster jener grünen und blauen Nächte, die ineinander verkralten Stunden romantischer Seelenfusion. Ah! Aber die Fronten stehn auf im Osten und Westen, sonnenbeglänzte Städte knattern, und ein neuer Tag stürzt aus den Zügen Tausender, deren Schritte durch die Mittag-Straßen Berlins trommeln. O strahlende Flotte auf den gläsernen Meeren! Arbeit kracht, wühlt, schäumt ringsum. Und der Tag liegt offen und spiegelt den ausgehöhlten blauen Himmel. Schon steht er im Zimmer, und sie weht ihn kühl an, im grünen Schleier, und ihr Haar liegt wieder unerträglich glatt, süchtig, und das Weiße ihrer Augen ist gebogner Mond über Traumteichen. Fort der Traum! Strahlendes Erfassen des wilden, nackten, tanzenden Tags! Und seine neue Stimme, blank und ohne Hülle aufsteigend: »Liebst du mich, Erid?« – »Ich liebe dich, ich war bei dir alle Tage, ich hab mich über dich hinausgeworfen, Ole.« Doch er, hart: »Ich liebe dich, heute. Wenn du mich liebst, so verlaß deinen Mann, geh mit mir. *Ich lebe im Kel er, wo Sonne köstlicher Sonntag ist. Scheuche mir nachts die Ratten von der Stirn.*

Wir werden aus einer Schüssel essen, mit einem Löffel, abwechselnd.

Komm!« Sie zittert. »Ole!« – »Komm, meine Braut, meine Geliebte, gefunden durch die Äonen!« – »Ist dies dein Ernst, Ole? Du weißt, ich kann nicht von ihm gehen. Er . . .« Und Olaf, unterbrechend:

»Ja. Er macht dir das Leben angenehm. Du darfst träumen, singen, schlafen. Nur eins kannst du nicht, arme Frau: lieben. *Bist eine Frau und kannst nicht lieben!* Komm! Bei mir kannst du lieben.

Hilf mir hungern, arbeiten, kämpfen. Wir werden das Leben bezwingen, und die Tat wird blühen, *die selige Tat* . . .«– Sie schreit auf, laut: »Ole! Sind das deine Worte? Ich kann nicht lieben? Und liebe dich, so tief, so innen, so über allem! Sprich nicht so! Ist das nicht Liebe, tausendmal gefühlt, tausendmal genannt von dir!«

– »Nein, Erid, nicht Liebe. *Nur deren Gespenst!* Sieh, wie die Städte gegen den Himmel schwirren! *Arbeit ist, Tat ist!* Nicht Traum.

Schwingendes Außen aus herrlichem Innen. Nichts verkriecht in sich (. . . ah, diese *imitatio coitus* der Seele, denkt er dabei . . .).

Brausendes Oben aus schweigender Tiefe. Und seliges In-Allem statt Über-Allem. Arme! Komm, *ich werde dich das Leben lehren und die große Liebe*(. . . Blondes Mondschäfchen, lacht sein Herz dazu . . .). Ganz mein, ganz der Welt, ganz dem Tag. Hei, wie rein die Luft geht,

die Berge leuchten und die Flüsse flattern. Und die Kranen klirren. Perlende Schiffe. Und die Sonne schwirrt, jauchzender Diskus! Komm!« – »Ich kann nicht, ich . . . Ole . . . bist du Ole?« –»Neu bin ich. Komm, wir schlingen das Band. Wir fahren nach Paris, nach London, nach St. Petersburg, nach Rom, nach New York, den brüderlichen Städten!« Und sie singend: »Nicht kenne ich dich mehr, Olaf, mein Geliebter. Sieh, ich sitze in der Laube, und der Mond wirft singende Netze. Und meine Seele ist bei dir über den Dächern der großen Stadt. Hohe Kantilene dein Schritt, Olaf, mein Du, mein draußen wanderndes Herz. Sieh, wie die Nacht ausblüht aus meinen Augen. Ah, sie trinken den Himmel aus, dich zu treffen. Und dein letzter Handkuß ist ein langsamer Tanz auf diesem Schnee der Hand, Olaf. Wir schlafen ein zu gleicher Zeit, unsere Seele schläft ein. Wo liegen unsre Körper, getrennt oder nah oder weit? Wie sind wir verflochten, und die Welt ist eine perlende Spieluhr in unserer Brust, um die nächtliche Winde wehen . . .« Sie schrickt auf, das Gesicht überhell; es fällt, ein Mondstein, vom Himmel.

Der Tod des Schwärmers

Gautier Fémin

(Ein Abschied und eine Begrüßung)

I

Ich will nicht behaupten, daß mein Freund Gautier Fémin, Bureaubeamter im Hause Dreyfus & Cie. in Paris, von jeher romantischer Schwärmer gewesen sei. Zu der Zeit aber, von der ich spreche, war sein Fehler der, daß er zu leicht und ausschließlich an

»das Schöne« glaubte: ein Begriff, oder (wie er mich stets verbesserte) ein Erlebnis, mit dem er keineswegs irgendwelche ethischen oder auch nur praktischen Ziele verband. Ästhet also, betonte er des öfteren, daß das Schöne einzig um seiner selbst willen dasei, fremd jeder Tendenz, abgekehrt allem realen Betrieb, wengleich mitten in ihm (einem aus Schutt und Schmutz ausgegrabenen Torso gleich) vollendet, manifestiert. – Dies war sein zweiter Irrtum und, wie er mir (in der Stunde der Erkenntnis noch in unfreie Mystik verwirrt) kurz vor dem Ereignis sagte, die innere Ursache seines notwendigen Todes.

Es ist möglich, daß seine damalige namenlos Geliebte

in der Stunde seiner vollkommenen Abkehr von ihr zu der unschuldigen Kugel wurde, die seinen Selbsttod vollzog. – Dem Studium der Musik zuliebe aus Kristiania nach Paris verpflanzt, hatte Erid ihn im Salon eines jungen Komponisten kennengelernt: – ihn in die Knie Geworfenen vor der mitternachtsonnenhaften Fjord-Landschaft ihres Hauptes und der kühlen Fremdheit ihres Körpers.

Nicht lange darauf sah man diese Frau, unter verschwenderischer Ignorierung ihres Gatten wie ihres bisherigen Freundes, Arm in Arm mit ihm durch die farbigen Felder abendlicher Boulevards wallen, schäumen in den Licht-Kaskaden der Konzertsäle und

Theater, verschwimmen im rosa Schein und Parfüm der Ateliers befreundeter junger Maler. Oft saßen wir anderen, brennender Gespräche voll, beisammen oder ergingen uns im Abend der Seine-Ufer, und er fehlte, Gautier Fémin, der Schwärmer. Später erfuhr ich von ihm, daß er an solchen Tagen, in klingendem Schweigen oder in leichten Gesprächen (deren Worte aber, golden und tief, wie in einer Tropfstein-Höhle nach innen fielen in aller Stille) mehr und mehr mit Erid verschmolz. Es gab Worte zwischen ihnen und kleine Handlungen, aus denen plötzlich ein Blick erblühte, der ihn ihres tiefsten Wesens Gemeinsamkeit erkennen ließ. Und in langen Spaziergängen, während sie süß und neu die Ebenen der Waldsäume, der Teiche und naher Firmamente im Bois de

Boulogne über sich rinnen fühlten, schuf er ihr gemeinsames evangelisches Wort »Du-Dasein«, worin sie sich vollendeten.

Hingeraffter Schöpfer maßlosen Idealismus', wandelnd mit allen Schauern Geistes und Körpers unter gemeinsamen Rundgewölben verinnerlichter Tage, erkannte Gautier nicht mehr Sinn und Zweck der nüchternen Zahlen des Kontokorrents, des vielsprachigen Textes ozeanischer Geschäftsbriefe, der kargen Befehle des Managers im Bureau von Dreyfus & Cie. Nach wiederholten Fällen schlechtentschuldigtem Fernbleibens von seiner Arbeit, nach erster mystischer Fahrt im Bette der Geliebten (. . . Weltenfahrzeug im unendlichen gesichteerfüllten Raum! . . .) verschlafen und verklärt am Pult hockend, fand er sich am Abend singenden Mai-Endes, leise erschrocken, doch rasch besänftigt, an den Häusern der Rue de la Banque zu den großen Boulevards hintreibend: entlassen, letztes Gehalt in der Tasche.

II

Von nun an wohnte er, unbekümmert um Hunger und Geldmangel, bei Coret im dekadenten Atelier, bei Lebreuf dem Studenten, bei mir: – grenzenlos ausgegossen in Nichtstun, Liebe, Spaziergänge, Musik, Cafés und Mond-Nächte mit Erid. In Haschisch- und Kokain-Räuschen

(die ihm Kellner auf Montmartre gegen gutes Trinkgeld verschafften) träumte er bald fabelhafteste Seelen-Fusion mit ihr, ekstatisch verflochtene Zukunft, aufgerichtete Säule, eiffelturmgleich, vollendeter Einheit, Schönheit zweier Wesen; – bald wieder befielen ihn Zweifel am soeben proklamierten Ideal, Experimentier-Projekte nervösester Überspannung, angstvolle Selbst-Analysen und -Messungen an dem selbsterbauten unmenschlich-ungeheuren Maßstab. Nicht interessierten ihn unsere, seiner Freunde, allerirdischste real-soziale und politische Erörterungen der Kunst. Wohl aber brachte er uns (wie vorher nie) den Wortlaut seiner hastenden, drängenden, wirren, ja verzweifelten Gespräche dieser Tage mit Erid. Sie, aufgestellt, Marmorbild ihm entkörperert fast, fremder Tag um Tag: – nicht mehr wollte sie seine Angst verstehen, sein Drängen auf Verwirklichung des in Kulmination romantisch-mystischer Ekstase erlebten Gefühls »Du-Dasein«. In Netze norwegischer Lieder einsamst verstrickt, hinschleichend mit dem dekadenten Maler Coret, mit Lebef dem Studenten, zu neuen um Teich-Ufer lügnerisch gewobenen Ekstasen; oft auch daheim nest-täubchenhaft mit ihrem Gatten (dem in Ehren wiedergefundenen) angenehm und sanft Tee schlürfend; ja oft erheitert und mütterlich lächelnd über Gautiers eifrige Qual, doch auch oft prinzlich erzürnt über plötzliche manchmal noch ungewollte Zerstörung kümmerlicher Illusions-Reste durch sein schärfer und

härter, nackter, explosiver fallendes Wort: – so ward er ihr gleichgültig erst, unbequem, störend, feindlich zuletzt.

Und er, Gautier: allein sitzend oder (selten) fremdartig, verloren und verstört unter uns, mit einer fast anklagenden Stimme mühsamen Spottes von seinem letzten Zusammensein mit Erid erzählend, brachte schon hier und da Worte auf, wie: Zerbinetta-Ariadne!

Narzissa! Psycho-Prostitution!, oder: sie geht auf den »inneren« Strich! sie ist schon wieder mit jemand »du-da«! die Fusion ist an ihrem Seelenklappenfehler gescheitert! . . . – Er gab die Person auf, glaubte aber noch an die Sache. Und das noch dieser Person bei sich insgeheim wieder abbittend, sie grüßend auf der Straße, gelegentlich noch mit ihr sprechend. – Dann wieder dumpf, kokaingesättigt, versunken, unberührt von anderem: – selbst von plötzlich nahenden Wirbeln politischer Komplikationen, die uns andere hinrissen in erfüllte Abende, treibende Menschenflüsse auf den Boulevards Montmartre und Poissonnière, illuminierte Telegramme, Abfahrt der Ausländer am Ost- und Nordbahnhof, plötzlich auf die Straßenzüge niederstürmende Trikoloren, nächtliche Fackel-Demonstrationen im Blitz des Eiffelturms, Massenreden und -gesang in den rotbestrahlten Himmel.

III

Tagsüber: Place de la Concorde, aufkreiselnd, bohrend in den blauen unendlich hohen Himmel! Wiesen und Teiche wallten blumig empor, spiegelten Seele und Stern: – vollendeter Sommer! – – – Dann wurde der Krieg erklärt. – Hektisch plötzlich am Horizont lagernde Wolken-Landschaften, seltsam fremdirres Sausen in Laternen und Bäumen die Boulevards entlang, verworren um Ecken wehende schütterere Antlitze gaben uns Ahnung vielfach überkreuzter wirrer Flächen Blutes, von geborstenen Hügeln herabwandelnd; Ahnung unermesslichen Scheines jähe aufflatternder Schiffe (. . . schreiende Fanfaren über den Ozean . . .); Ahnung nie erschauter Auren furchtbar aufsteigend an Wäldern und Höhen, dröhnender Symphonien in gespenstisch sich ducken den nächtigen Gebirgs-Pässen (. . . zuckende Leucht-Strahlen verschmelzend in Blut und Feuer zu – endlich! endlich! – tief geahnter neuer Monstranz, sengendem Stirnreif Europas voll schon erwählter herrlicherer Bruderschaft! . . .) – Vor kurzem noch höchst unwahrscheinliche Krallen sterbend geglaubten Militarismus' (Moloch nun mit schwellendem, alles fressendem Bauch) erfaßte auch uns alle: Coret den dekadenten Maler, Lebreuf den Studenten, Gautier Fémin und mich . . .

Und unter den Bogen winselnder Granaten, Hammer-Wirbel krampfgeschüttelter Geschütze im Rücken, überschragt an beiden Flanken von Trommel-Hufen vorstürmender englischer Kavallerie (. . . »en avant! en

avant!« . . .) geschah es, daß Gautier Fémin, fremden verwehten Antlitzes, mir zu knirschte: »En avant! En avant! – Ihr habt tausendmal echt! – Ich bin nichts für diese Erde! – Notwendig mein Tod! – Machen wir Schluß!« – Und während wir einbrachen in die graue Phalanx unserer Feinde, Blitz der Zukunft vereinzelt aufblitzen sehend an unseren wie ihren Stirnen, ein schlug in seine die (halluziniert norwegische) Kugel. Seine willentlich exponierte Silhouette, aufgereckt einen Augenblick, zerbrach im Getöse und Gebrüll, – herausgeschleudert aus dem europäischen Feld. Gautier Fémin ist tot! – – –

Wir aber schreiten aus! En avant! En avant! Wir umkreisen die fünfzehn Fronten der europäischen Völker: Aviatiker, kristalline Scheinwerfer, Säulen dröhnend im Sonnen-Aufgang! Zerrissenste irdischste Dionyse, sammeln wir uns an den enormen Städte-Pfeilern rasender Gewölbe Europas –: Hymne geballt aus den Finsternissen des Dukla-Passes, den Ozean-Schäumen des Skager-Rak, den Gasen von Loos, dem erdigen Blut der Somme-Ufer und besudeltem Schutt des Doberdo und des Amselfeldes: – so wandeln wir, leuchtende Windhose, über deine Ebenen, Europa!

Schon in den Metropolen baun sich neue Barrikaden (. . . und wieder: die Untergrundbahnen brechen herauf und sprühen empor! ein Bahnhof schwebt in der Luft! . . .), überwallt von dem zehnfarbenen, firmamenthaften

Banner unendlich gewollter, *gewolter* Zukunft! . . . Wir werden wiederkehren, Heimat Europas über uns, Heimat grüßend von Pol zu Pol! Hallende Türme gotischer Kathedralen neigen sich, die Glocken schwingen, und, leise, schwellend mehr und mehr, hebt an endlich brausender Gesang, Gesang über verschüttetem Tod und Leben!!

(Felix Stierner in Freundschaft gewidmet)